

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen = Swiss forestry journal = Journal forestier suisse
Herausgeber: Schweizerischer Forstverein
Band: 119 (1968)
Heft: 7-8

Artikel: Gotthelf und der Wald
Autor: Künzi, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-765578>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gotthelf und der Wald

Von H. Künzi, Lützelflüh

Oxf. 904:907.6

1. Mißbrauch des Waldes ist eine Schande

Im Vorwort zu den politischen Schriften (1. Teil Erg.Bd. 13, Eugen-Rentsch-Verlag 1956) schreibt Fritz Huber-Renfer: «Ob es um den Staat und sein Grundgesetz ging oder ob es sich um die Ärmsten der Armen, um Waisen- und Verdingkinder handelte, *allem schenkte Gotthelf seine Aufmerksamkeit*. Nichts war so unbedeutend, daß es ihn nicht gefesselt, ihn nicht genötigt hätte, zu schreien in die Welt hinein, die Schläfer zu wecken, den Blinden den Star zu stechen.» So hat ihn auch die damalige «Waldpolitik» der Regierung auf den Plan gerufen.

Zunächst richtete er einen heftigen Angriff gegen die Herren von Roll von Gerlafingen, die sogar sonntags Holz die Emme herunter flößen ließen. In der «Wassernot» führt er den wütigen Ausbruch der Emme auf die Sonntagsentheiligung zurück, welche durch die Emmenflößerei hervorgerufen wurde. Gotthelf wirft dem Eisenwerk auch vor, Schwellen und Dämme würden durch das Holzflößen beschädigt. Er muß sich deswegen im «Berner Volksfreund» (9. August 1838) eine ätzende Replik gefallen lassen. Die von Roll erklärten, die Schäden würden jeweils von einem Schätzer sofort beurteilt und vergütet. «Die wüsten Banden, wie der freche Verfasser (Gotthelf!) sie nenne, bestünden aus jungen Männern, welche froh seien, alle Jahre beim Flößen sich ein Stück Geld zu verdienen.»

Durch Aufhebung des Holzausfuhrverbotes vom Jahre 1836 wurden die Wälder stark gelichtet. Die Emmenufer nahmen mehr und mehr Schaden. «*Der Staat soll in weiser Benutzung seiner Waldungen ein gutes Beispiel geben*. Er soll zeigen, wie man ein Interesse aus dem Walde ziehen könne, ohne dessen Wert zu schwächen.» Gotthelf mahnt aber auch den Bauern und erinnert ihn daran, wie es früher üblich gewesen ist. «Da wurde *der Wald vom Bauer angesehen wie sein Sparhafen*, den man in außerordentlichen Fällen angreift. Der Wald biete die letzten Äste, woran sich einer hielt.» Dann beschwört er die Waldbesitzer mit drastischen Zukunftsbildern. «Die Zeit des lustigen Holzhandels wird, bei dem Unsinn, mit dem er getrieben wird, in sechs, in zwölf Jahren meinethalb, zu Ende sein, und was wird dann sein Gewinn sein? Verarmte Familien und liederliche Leute,

holzlose Heimwesen, kahle Berge, die sich nie mehr beholzen werden, sondern auch bei Regengüssen die Wasser so schnell und unaufgehalten in die Täler senden, daß Überschwemmungen immer häufiger und fürchterlicher werden.» Er gipfelt im Aufruf: «Man passe einander also selbst auf und pflanze den Glauben wieder, daß *Mißbrauch des Waldes eine Schande* sei.»

Wir sehen, Gotthelf hat eben das Holzen und das Handeln mit dem Wald auf lange Sicht beurteilt. Mit seinen Mahnungen hat er klarer gesehen als mancher Bauer, der nur den momentanen Gewinn erstrebte.

Wir staunen vielleicht noch mehr, wie hoch Gotthelf *die Kostbarkeit des Holzes* veranschlagte, wenn er sogar jene Mägde aufs Korn nimmt, die zum Kochen unvernünftig viel Holz verbrauchen. Käthi, die Großmutter, war gegenüber den vergeuderischen Mägden noch eine Frau, die das Holz nicht bloß sparsam, sondern sogar ehrfurchtsvoll ins Feuerloch schob. «Aber so ein arm Fraueli, welches das Holz kaufen oder von guten Leuten erbitten muß, kocht weder Schinken noch Rinder, hat nicht wie eine Herrenköchin entweder halb zu viel oder halb zu wenig Feuer, sondern geht mit dem Holze um wie sparsame Weiber mit Zucker. Käthi wäre eigentlich eine Frau gewesen für die *neue Zeit, wo unvernünftig Holz schlagen und unvernünftig Holz brennen viele Länder holzarm machen*. Es ist ein heilloses Ding, wie Staatsmenschen und Küchenmensch aus Mutwillen, Bosheit, Hochmut, Unverstand Holz brauchen, das Holz verdünnern. Was Küchenmensch nutzlos verbrauchen, diene Tausenden von Armen für einen warmen Ofen. Und was die sogenannten Staatsökonomien in diesem Punkte sündigen, werden sie wahrscheinlich büßen müssen, daß sie in der Hölle nicht ins Feuer geworfen, sondern in Eis gesetzt werden, denn sie sündigen nicht bloß an diesem Geschlechte, sondern am zukünftigen und nicht nur wegen Holz, sondern auch wegen dem Klima, wegen Wassergüssen, Schneelawinen und Erdfällen.» Das sind Mahnungen mit prophetischer Wucht.

Gotthelf nimmt in diesem Zusammenhang auch Partei für die Armen, die das Holz teuer kaufen müssen. Oft mußten sie sogar froh sein, überhaupt Holz zu erhalten. Sein soziales Empfinden entrüstet sich dagegen und er schreibt: «Der Arme muß Holz haben; je schlechter er gekleidet ist, um so mehr bedarf er der Wärme. Ehedem war es ihm zugänglicher, jetzt je länger je weniger, und je teurer es wird, desto spärlicher fallen die freiwilligen Holzspenden aus, und in dem Maße, als alles teurer wird, steigen die Tagelöhne nicht und am Ende wo nehmen und nicht stehlen? Und wenn gar noch reiche Spitzbuben das Holz stehlen zum Verkaufen, was bleibt den armen alten Weibchen zum Erdäpfeldörren? Zu alten Weibern ist in Forst und andern Räten selten Sympathie, diesselbe nimmt zumeist ganz konträre Richtungen . . .» (Käthi die Großmutter, S. 138).

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß es Gotthelf nicht nur um den Wald um des Waldes willen ging, sondern um den Wald — um des Menschen willen.

2. Der Wald als Lebensraum und Tummelplatz des Menschen

Der Wald ist für Gotthelf — wie wir bereits gesehen haben — nicht nur wirtschaftliches Nutzobjekt. Er sieht in ihm nicht nur viele Tannen, Holz, Materie. Er ist für ihn ein herrliches Produkt der göttlichen Schöpfung. Er ist für ihn voll Leben, voller Geheimnisse und Wunder. Er ist nicht bloß Lebensraum für die Tiere, sondern auch Tummelplatz für die Menschen, in verschiedenem Sinne.

a) Als *Versteck* und Ausgangspunkt für seine Raubrittereien dient er einem Kurt von Koppigen. Bald ist er hier, bald dort, und niemand kann ihn im Dickicht des Waldes auffinden. Dieses Leben gefällt dem wilden, abenteuerlichen Burschen sehr wohl. Der Wald ist sein Zuhause, sein Lebenselement. «Was fragte er der Zukunft nach, da er so lustig lebte, was fragte er Koppigen nach, da es so lustig war im weiten, grünen Walde» (S. 235). Unwillkürlich sehen wir dabei einen wilden, verwegenen Knaben, der durch die großen Wälder von Utzenstorf streift und dem es dort so herrlich wundersam vorkommt, daß er lange Zeit das Pfarrhaus vergißt. Es ist Albert Bitzius, dem der Wald in seiner Utzenstorfer Jugendzeit einen gewaltigen Eindruck gemacht haben muß, daß er als Jeremias Gotthelf später so vieles und so Erstaunliches vom Walde zu berichten weiß.

b) Der Ritterstochter Adelgunde von Thorberg ist der Wald *Zufluchtsort* für ihre einsamen Liebesträume. Vom kühlen Bache aus erspähte sie Hans, den Müllerssohn, den sie in ihr Herz schloß, ohne daß er etwas davon wußte und vor allem auch ohne daß der gestrenge Vater, Herr von Thorberg, etwas davon ahnte. «Die sengende Hitze hatte sie (Adelgunde) hinunter getrieben ins grüne Schattenholz, und unter zusammen sich neigenden hundertjährigen Buchenkronen war sie tief ins Tal hinabgestiegen bis an den munteren kühlen Bach» (Der letzte Thorberger, S. 239).

c) Eine *Erwerbsquelle* und zugleich *Stätte wundersamer Erlebnisse* ist der Wald für Erdbeerimareieli und für Käthi die Großmutter. Den fleißigen und findigen Armen bietet der Wald Nahrung und Unterhalt. Es bedarf aber der Vertrautheit mit allen Winkeln des Waldes, um die guten Erdbeerplätzchen zu wissen, solche, die nicht nur viel Erdbeeren liefern, sondern auch von guter Qualität. Die Mutter mußte sich wundern, wie «Mareieli überall Bescheid wußte im weiten Walde, jede Tanne kannte, immer zum voraus sagen konnte, was kommen werde, ein Bach, die größte Tanne oder die, welche der Blitz gespalten. Und als sie an die Sonnseite kamen, wo schon alles lebendig war, zeigte es ihr das früheste Erdbeeristüdeli und fand zu seiner großen Freude schon Blüten dran».

Je weiter zurück, desto mehr Leben war im Walde. «Vor sechshundert Jahren war es anders als jetzt im Schweizerland. Da war es wild, nicht bloß in den Bergen, sondern auch im ebenen Lande; gering war der Anbau, gering dessen Ertrag, desto größer war der Wald... Mehr in Wald und Sumpf als im Hause lebte damals der Mensch» (Kurt von Koppigen, S. 227).

3. Der Wald als Jagdrevier

Früher war es noch ganz anders als heute, als zu Gotthelfs Zeiten. «Es war nicht wie jetzt, wo man drei Tage wandern muß, ehe man ein Einhornchen sieht, oder einen Häher und sieben Tage, ehe man die Spuren eines Hasen findet, der vor acht Tagen da durchgelaufen. Wie man jetzt bei jedem Schritt auf Kinder und Bettler stößt, traf man damals bei jedem Schritt auf Tiere. Tiere waren auf Bäumen, sie liefen im Felde, sie wimmelten in Sümpfen, des großen Heerlagers des Waldes nicht zu gedenken» (Kurt von Koppigen, S. 354).

Da Gotthelf mit seinen Bauern öfters auf die Jagd ging, kennt er sich auch auf diesem Gebiet gut aus. Er weiß, daß das Wild beim «Wechseln des Holzes die Bahnen ändert und andere Richtungen nimmt». Denn «das Wild ist freiherrlich, macht sich seine Wege nach seiner Bequemlichkeit, nachdem das Holz sich ändert oder rundum die Kultur, denn es ist eben auch sehr empfänglich für die Kultur . . .» (Kurt von Koppigen, S. 299).

4. Der unheimliche, dämonische Wald

Die Mutter des Erdbeerimareieli schüchtert das Kind ein, um es von seinen einsamen Waldgängen abzuhalten: «Es gibt Drachen im Walde, böse Tiere, welche die Kinder fressen und Berggeister, welche Kinder stellen und sie in unterirdische Höhlen führen, wo sie Sonne, Mond und Sterne nie mehr sehen.» Jedem andern Kinde wäre ein schreckliches Grauen in seine Seele gestiegen, und es hätte einen heiligen Respekt bekommen vor dem Walde, so daß es ihn nicht allein betreten hätte. Merkwürdigerweise aber machten solche Reden keinen beängstigenden Eindruck auf das von allem Bösen so weit entfernte Erdbeerimareieli. Man denkt an das Johanneswort «Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibt die Furcht aus» (1. Joh. 4, 18).

Das Dämonische, Unheimliche liegt demnach — nach Gotthelf — weniger im Walde, als vielmehr im Herzen des Menschen. Der Mensch projiziert sein Inneres in den Wald und erlebt äußerlich den Wald, wie sein Sinnen, sein Gewissen in ihm lebt. So dient der Wald geradezu als Mittel zur Selbsterkenntnis. Noch mehr: Er kann zur Entscheidung bringen, was lange Zeit undeutlich im Innern des Menschen schwelte, er ruft zur Umkehr, zu neuem, besserem Leben.

Das sehen wir zum Beispiel bei Dursli, dem Branntweinsäufer, der am Heiligen Abend, anstatt sich der Familie zu widmen, schwer angetrunken einen finsternen Wald durchschreiten muß: «Und immer finsterner wards, als er in die Einschlüge kam, wo in dichten Reihen Bäume stehen, mit weit hinausreichenden Ästen den Boden berührend, als der mächtige Wald wie eine unendliche schwarze Wand immer näher vor ihn trat; und immer fürchterlicher heulte der Wind durch der Eichen spröde Äste, durch der

Tannen biegsame Wipfel. Und immer heißer kochte in Dursli der Zorn über Gott und Menschen... aber trotzig noch stellte er sich auf die Beine und schritt rasch wie gegen einen Feind dem immer schwärzer, grauser sich darstellenden Walde zu. Da schlug wie mit unsichtbarer Hand ein herabhängender Ast das Gesicht ihm blutig; da fiel er halb betäubt über die Stapfeten in den Wald hinein...» Nichts vermochte ihm seine ganze Verlorenheit, seine Verkehrtheit besser zur Besinnung bringen als der «mächtige Wald, die unendlich schwarze Wand». Für Gotthelf kann der Wald zur Sprache Gottes werden. «Schwarz wie die Hölle ward der Wald, den Weg fühlte er unter den Füßen, er sah nicht einmal die über einem Weg übliche Heiteri durch die Bäume» (Dursli, S. 158).

Ähnlich geht es dem Ritter Kurt von Koppigen. Auch bei ihm ist es das schlechte Gewissen, das dem so waldgewohnten aufs Mal die ganze Herrlichkeit des Waldes zu einem dämon-besessenen Hexenkessel macht. «Rings in Busch und Wald sah er hundert und aber hundert Gesichter und die Gesichter kannte er alle. Es waren die Gesichter aller, welchen er Leid zugefügt im Leben... alle jauchzen zur wilden Jagd: „Hatz, hatz, ho, sassa, ho sassa“» (S. 340). Der Wald wurde ihm unversehens zur «höllischen Wildbahn». Zuerst ist er der Verfolgte, und dann steigert Gotthelf die Szene ins Phantastische, beinahe Parapsychologische-Übersinnliche hinein. Er wird selber der Verfolger der Seinigen. Zuerst sind Hunde hinter ihm, dann verwandelt er sich selber in einen Jagdhund. Kurt ist nicht mehr Kurt. Er ist ein Tier geworden, ein Raubtier. Er ist das, was er so lange gewesen ist, in jener heiligen Nacht wirklich auch geworden. Gotthelf läßt das Geheimnis offen, ob sich ein Sturm erhoben hatte, der durch den Wald fuhr und jene unheimlichen Erlebnisse hervorrief oder ob Kurt sich das alles nur einbildete.

5. Paradiesischer Wald

Schon der Herbst, «die Fastnachtszeit des Wildes im Walde», kündigt etwas davon. «Da schüttelt ihnen die milde Hand, welche sich auftut jeglicher Kreatur wahre Herrenfressen von der mächtigen Eiche und der rot-belaubten Buche, die ein Aussehen hat wie ein alter Ritter, der sein Antlitz täglich von früh bis spät mit Rheinwein feucht erhalten hat» (Kurt von Koppigen, S. 238).

Käthi, die Großmutter, erlebt einen märchenhaften Wald in ihrer kindlich-frommen Einfalt. «Im Wald gibt es nicht nur Holz, sondern auch Erdbeeren. Die Erdmännchen sorgen dafür, daß sie schön rot werden.» Und einmal, als ein helfendes Mädchen durch die Tannzweige kommt, meint Käthi, es handle sich um eine «wirkliche Fee, ein Waldfräulein oder gar ein Engel, den Gott ihr sende, ihren Jammer zu stillen» (S. 336). Käthi erfuhr das große Geheimnisvolle des Waldes, und es wurde ihr «allemal, wenn sie in den Wald ging, so gar schaurig wohl zumute; sie betrat ihn

immer wie ein großes Geheimnis, ihr bangte, sie müßte doch einmal einen Waldgeist sehen oder aus einer Eiche herab rufe ein Luftgeist ihr zu oder eine Fee erscheine ihr» (S. 74).

Ganz wundersam ist die fabelhafte Erscheinung am Bachtelenbrunnen im Koppigerwalde nach der Bekehrung Kurts. Zuerst nähert er sich der Stelle, wo er vorher die schaurige Gespensternacht erlebte, nur zögernd, mit Hemmungen. Er nimmt seine drei Knaben mit, die er vorher stets sich selber überlassen hatte und erweist sich jetzt endlich als einen seiner Verantwortung bewußten Vater. Da, plötzlich erscheint ein Engel mit einer frohen Botschaft. Der Platz wird zu einem geweihten Platze. Am Bachtelenbrunnen soll Friede sein zwischen Mensch und Tier: «Was Kurt versprochen, hielt er; der Platz ward ihnen zum heiligen Platz geweiht mit hohem Kreuz. Hier wurde kein Bogen mehr gespannt, kein Speer geworfen, keine Falle gestellt, kein Netz ausgeworfen, kein Tierlein ward hier gestört im Spiel unter den Eichen, im Trinken am Bache . . .» Das Stichwort Paradies wird vom Dichter selber erwähnt. «Bei den gewaltigen Eichen, unter welchen die schöne Quelle aus der Erde quillt und gleich zum schönen Bache geworden, sanft und ruhig durch die Gebüsche fließt, sah es in hellen Nächten aus wie im Paradiese: Tiere von allen Arten gingen zur Tränke, plätscherten im Wasser, spielten unter den Eichen . . .» (Kurt von Koppigen, S. 352).

Immer wieder findet man bei Gotthelf Beziehungen zwischen dem Menschen und der belebten Natur, die über das Alltäglich-Gewöhnliche hinausragen.

Zusammenfassend können wir feststellen, daß der große Emmentaler Dichter uns den Wald von einer Seite zeigt, wie wir ihn nicht gekannt haben. Wenn wir all das, was er uns darüber sagt, recht bedenken, wird uns der Wald mit seinen großen Geheimnissen noch interessanter werden. Wir werden ihn intensiver erleben. Die schönsten Entdeckungen aber werden wohl jenen reinen und frommen Seelen vorbehalten sein, denen wie ein Erdbeerimareieli und ein Käthi oder wie ein zu rechter Gesinnung zurückgekehrter Kurt von Koppigen ein besonderes «Gspüri» geschenkt ist für die feineren Dinge, die ihnen der Wald offenbart.